

Helmut SCHWARZ

Dankesrede am

"Großen Ehrungstag der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck"

am 24. Juni 2006

Magnifizienz,

verehrte Festversammlung,

anlässlich der Verleihung eines Ehrendokortitels begann der englische Zahlentheoretiker Hardy seine Dankadresse mit Worten, die ich an den Beginn der mir zugedachten Festrede stellen möchte: "Ich habe als Mathematiker nie etwas getan, was als nützlich angesehen werden könnte; für das Wohlbefinden der Gesellschaft sind meine Arbeiten ohne jede Bedeutung, und unter nur praktischen Gesichtspunkten ist der Wert meines Lebens als Wissenschaftler vernachlässigbar, wenn nicht trivial. Dem Urteil vollkommener Trivialität könnte ich nur entgehen, wenn man mir zubilligte, etwas geschaffen zu haben, was sich zu schaffen lohnte. Dass ich etwas geschaffen habe, ist offenkundig – die Frage ist nur, ob es etwas wert ist."

Frau Bürgermeisterin Zach und die Herren, die heute von der Universität Innsbruck geehrt worden sind, haben ganz offensichtlich etwas geschaffen; denn wäre es nicht so, dann säßen und stünden andere Personen hier.

Aber warum zeichnet eine Universität immer noch Individuen aus und nicht, dem Zeitgeist folgend, Netzwerke, Teams, Koordinatoren etc.? Es wird – so vermute ich – neben der akademischen Tradition wohl ein tieferer Sinn existieren, dass wenigstens für wenige Stunden einmal der Einzelne und sein (oder ihr) Werk herausgehoben

werden, ohne deshalb zu vergessen, dass die Geehrten natürlich auf den Schultern anderer stehen gemäß Goethes unerwarteter Bemerkung zu Eckermann, dass "sein (also des Geheimrats) Werk das eines Kollektivwesens sei, das nur den Namen Goethe trüge".

Und trotzdem, machen wir uns nichts vor: ohne einen Goethe gäbe es nicht *den* "Faust, keine "Wahlverwandtschaften", keines seiner unvergleichlich schönen Gedichte; ohne einen Watson und Crick existierte jene nur zwei Seiten kurze *Nature*-Veröffentlichung nicht, die die Biologie des vergangenen Jahrhunderts revolutioniert hat und die zur Ikone der Lebenswissenschaften geworden ist. Natürlich hätten die bahnbrechenden Veränderungen und Paradigmenwechsel in Chemie, Mathematik, Medizin oder Physik auch ohne das Mitwirken der mit diesen herkulischen Taten verknüpften Personen irgendwann einmal schon stattgefunden; aber auch dann wären es immer Individuen gewesen, die die entscheidende Idee gehabt und kühnentschlossen – vielleicht ganz unbewusst – nach Laotses Maxime handelten, dass "wer zur Quelle gelangen will, gegen den Strom schwimmen muss".

Wer, meine Damen und Herren, mich auch nur ein wenig kennt, weiß, dass ich solche Gedanken nicht grundlos und schon gar nicht ohne tiefere Absicht bei einer Festveranstaltung wie der heutigen bei dem "Großen Ehrungstag der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck" äußere. Sie sind zu schulden einer jahrelangen Beobachtung der Wissenschafts- und speziell der Universitätsszene, deren Entwicklungen ich mit Sorge verfolge, weil – zumindest in Deutschland - die Universitäten in dem an sich interessanten Spannungsfeld zwischen Humboldtschem Ideal und einer aus einem unreflektierten McKinsey-Denken entsprungener Verschlingung sich auf einem gefährlichen Irrweg in eine Verfachhochschulung zu befinden scheinen, und dies, das ist meine Festreden-These, hängt primär damit zusammen, dass die Universitäten bei allen gebotenen (und oft mehr als überfälligen) strukturellen Reformen der besonderen Rolle und dem Rang des *einzelnen* Lehrers und Forschers immer weniger Gewicht beimessen und darüber hinaus nicht selten ein falsches Bild vom Sinn universitärer Forschung kultivieren. Natürlich gilt, was das Weimarer Genie, das ja nicht nur Dichter sondern gleichzeitig auch Staatsmann und Wissenschaftler war, einmal erwähnte, nämlich, "dass es nicht genug ist zu wissen, man will auch anwenden; dass es nicht genug ist zu wollen,

man muss auch handeln" – aber, ich selber huldige gleichzeitig gern der Idee des großen Max Planck, der 1928 in einer Akademie-Rede in Berlin festhielt, dass "dem Anwenden das Erkennen vorausgehen muss", und seine Position will ich kurz begründen.

Universitäten waren immer primär Orte, wo alle Anstrengungen dem Erkenntnisgewinn schlechthin gelten müssen. Heute ist jedoch die Gefahr einer übertriebenen Ökonomisierung dieser Institution nicht mehr zu übersehen; die kurzsichtige Haltung, Projekten mit knappen Zeitskalen und potentiell Vermarktungserfolg *per se* den Vorzug zu geben, greift wie eine ansteckende Krankheit um sich, statt neugiergetriebene, auf längere Perioden angelegte Forschung in das Zentrum intellektueller Aktivitäten und praktischer Anstrengungen zu stellen und an Kants Prinzip festzuhalten, dass "Nützlichkeit zunächst nur ein Moment von zweitem Range ist".

Nichts gegen eine enge Zusammenarbeit von Wirtschaft und Universität; im Gegenteil, Universitäten sollen selbstverständlich prinzipiell offen sein für Anwendungsbezüge, die je nach Fach erwünscht, erforderlich oder auch unerlässlich sein können. Nur, wenn Rang und Rolle der Hochschulforschung von Anfang an einem Nützlichkeits- und Anwendungsdiktat unterworfen werden, und bereits auf der Ebene der Forschungsskizzierung die Verwertungsfrage im Vordergrund steht, dann droht der Universität ein Kollateralschaden.

Vergessen wir nicht: Auf allen Gebieten verdanken wir die entscheidenden Durchbrüche ausnahmslos einer letztlich nicht planbaren Kombination von Kreativität, Intelligenz, Neugierde, Ausdauer und Zufall, und hinter den großen Entdeckungen steht meistens auch die Leidenschaft *einzelner* Personen, die ähnlich den Verliebten, kaum in der Lage sind, ihre Passion mit vernünftigen Gründen zu erklären, die zwar für ihre Sache ganz offensichtlich brennen, aber auch mit in sich versunkenen Blicken durch die Korridore ihrer Institute laufen, mit seltsamem Lächeln in Cafés vor ihren Tischen sitzen, mitten in der Nacht aus ihren Betten springen, um einen Gedanken niederzuschreiben, eine Nachricht zu versenden oder dem Zauberklang einer Mozart-Sonate nachhängend ganz einfach in den Sternenhimmel starren: träumend, sinnierend und vielleicht auch denkend einer Spur

zu folgen scheinen, an deren Route es noch keine Wegweiser gibt, die zum Gipfel weisen.

Diesen manchmal irrlichternden, ihre Zeitgenossen und Kollegen irritierenden Individuen einen herausgehobenen Platz in einer Universität zu sichern, ihnen eine ihrem Denken freundlich gesonnene Atmosphäre zu geben, so dass sie als Lehrer ihren Schülern Grundlagenforschung auch als eine Kulturleistung vermitteln können, zu helfen, dass ihren gelegentlich zu leisen Stimmen Raum und Aufmerksamkeit gegeben werden, damit sie dem öffentlich praktizierten Schwadronieren über beispielsweise den gesellschaftlichen Nutzen von Forschung Paroli bieten können, sicherzustellen, dass ihnen Empathie und Sympathie begegnen, wenn sie einmal so reagieren sollten, wie es Sir Michael Faraday tat, als er vom Premierminister ihrer königlichen Majestät auf den Sinn seiner teuren, schließlich aus Steuern finanzierten Forschung zum Geheimnis der Elektrizität angesprochen wurde und er (Faraday) schlicht replizierte: "Lord Gladstone, one day you will tax it". Wie recht Faraday doch hatte, denn nichts, was uns heute in nahezu allen Aspekten des Lebens selbstverständlich erscheint, wäre ohne Grundlagenforschung möglich gewesen. Ja, den Humusboden zu bereiten, dass das scheinbar Nutzlose auf ihm gedeihen möge, oder Schneisen ins Unbekannte zu schlagen, dies sollte immer noch zu den Kernaufgaben einer forschungsgeleiteten Universität gehören.

Meine Damen und Herren, jeder von uns heute Geehrte könnte vermutlich leicht einen Bogen schlagen von der eigenen Biographie bis zur Leopold-Franzens-Universität. Für mich selber will ich dies abschließend mit einer kurzen Geschichte tun, die zeigt, wie sich in meinem eigenen wissenschaftlichen Werdegang Anfang und Ende glücklich zu einem Kreis geschlossen haben: Als Student der Chemie und Physik (und ich war von der Richtigkeit meiner Fächerwahl damals gar nicht überzeugt) hörte ich einmal an der TU Berlin die Vorlesung eines Gastes aus Innsbruck, Frau Professor Cremer – und bald danach wusste ich, dass ich mit dem Fach Chemie keine falsche Wahl getroffen hatte. Meine wissenschaftliche Prägung erhielt ich später durch zwei weitere prominente "Innsbrucker", durch Klaus Biemann am MIT in Cambridge und vor allem durch Josef Seibl von der ETH Zürich, der von den Kollegen liebe- und respektvoll der "kleine König von Zürich" genannt wurde. Auch meine ersten professionellen Kontakte mit herausragenden

Industrielaboratorien hatten mit Innsbrucker Absolventen zu tun, nämlich Willi Richter und Walter Vetter, beide damals in der Baseler Chemischen Industrie arbeitend. Später dann lernte ich Bernhard Kräutler, Werner Lindinger, Tilmann Märk und Anton Zeilinger kennen, und meine Beziehung zu diesen Großen ihrer Fächer war von Anfang an durch Zuneigung, Respekt und Bewunderung geprägt – und heute nun, mit der Verleihung eines Ehrendoktorates machten Sie mich zum Mitglied Ihrer Universität. Könnte ich, könnten wir Geehrten, uns vorstellen, noch glücklicher und dankbarer zu sein als wir es jetzt sind?

Meine Damen und Herren, ich zitierte eingangs Hardys Überlegungen über den Zusammenhang von Wissenschaft und Gesellschaft, über das Bemühen, etwas zu schaffen, was sich zu schaffen lohnte. Lassen Sie mich schließen und meine Gedanken zusammenfassen mit einer Bemerkung, die Oscar Wilde und Paul Valery zugeschrieben wird: "Das Durchschnittliche garantiert der Welt ihren Bestand; aber erst das Außergewöhnliche gibt ihr ihren Wert."

Herzlichen Dank